

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Allpreussischen Zeitung“.

Nr. 176.

Elbing, den 30. Juli.

1892.

Onkel Gerhard.

Erzählung

von

Marie Widder.

14)

Nachdruck verboten.

„Kommen Sie zu mir?“ fragte er rasch. „Oder richtiger, haben Sie eine Depesche für den Gutsbesitzer Heinrich Lutter?“

„Zu dienen, Herr!“

Hiermit reichte der Beamte dem Alten das blaue Couvert. Nachdem er darauf seinen Doblus empfangen, wandte der Mann sich grüßend wieder nach der Stadt zurück. Lutter betrachtete indessen das ominöse Couvert von allen Seiten. „Was Gutes bedeutet das nicht,“ brummte er vor sich hin, „was Gutes ganz gewiß nicht! Und doch, was könnte mich treffen: meine Familie habe ich um mich, und mein Vermögen ist sicher untergebracht!“

Damit riß er die Hülle von der Depesche. „E. . . am Rhein —“ las er dann mit halbblauer, stockender Stimme, und dann weiter:

„Herr Doktor Fritz Schmieden, plötzlich vom Schlage getroffen, liegt schwer krank danieder. Veranlassen Sie seinen Sohn, unverzüglich nach Hause zurückzukehren.“

Luisa Bernhard, Repräsentantin.

Herr Lutter hatte längst das letzte Wort gelesen, und noch immer starrte sein Blick wie entsezt auf die nicht mißzuverstehenden Zeilen. Dann hob ein tiefer Seufzer die Brust des alten Mannes. Ohne seinem Empfinden noch durch einen Ausruf, ein weiteres Wort Luft zu machen, wandte er sich nach dem Hause zurück. Hier suchte er Tante Betty in der Küche auf. Als er sie mit glühenden Wangen am Herde fand, mit der Bereitung einer Speise für die Abendtisch beschäftigt, sagte er mit bebender Stimme: „Laß alles liegen und stehen, Betty! Aus unserem Feste wird nichts.“

Der Holzlöffel, mit dem das Fräulein eifrig in der luppigen Rasserolle gerührt, entfiel der sinken Hand.

„Bruder — um Gottes willen — so hat sich Guido doch noch in der ersten Stunde zurückgezogen und —?“

„Unsinn!“ unterbrach Lutter den Jammer der Alten, dann reichte er ihr die Depesche.

„Da, lies selbst,“ sagte er, „da hast Du die traurige Geschichte! Ich will inzwischen anspannen lassen und so schnell die Pferde laufen können, nach der Stadt fahren. Guido muß noch mit dem Abendzuge reisen, der aber geht in ein und einer halben Stunde von Kronberg ab. Der arme Junge darf also nicht erst die Zeit damit verlieren, daß er noch nach dem Rosenhofe zurückkehrt.“

„Jesus — und Hermine?“

„Hermine ist ein vernünftiges Frauenzimmer und wird sich in die Thatsachen fügen. Ueberdies,“ Lutter zuckte die Achseln, „sie hat den alten Schmieden gar nicht gekannt und — na, den Ring trägt sie ja am Finger, und verlobt sind die beiden auch ohne den Schmaus von heute Abend.“

Damit verließ der Alte mit großen Schritten den von Sauberkeit blinkenden Raum, um in den Ställen den Befehl zum Anspannen zu geben. Als er gleich darauf wieder in das Haus zurückkehrte, berührte er auf dem Wege zu seinem Gemach auch das Speisezimmer. Hier hatte Betty bereits die Tafel gedeckt, mit einem Aufwand von Blumen über den der Bruder zu anderer Stunde wohl ein kleines Gezeiter erhoben hätte. Jetzt schüttelte er nur den Kopf. Die schwere Erkrankung des Freundes erfüllte ihn mit vollster Theilnahme. Vielleicht erinnerte sie ihn auch schmerzlich daran, daß auch er ein alter Mann sei, dessen Tage nach dem urewigen Gesetz der Natur gezählt sind.

* * *

Der Wagen war schnell zur Abfahrt bereit gemacht. Mit eigenen Händen schaffte Lutter das Gepäck seines künftigen Schwiegerjohnes von dem Stiebel = Stübchen hinab, ohne daß er dabei Herminens ansichtig ward, die gerade in diesen Minuten weinend den Kopf an der Brust der treuen Tante barg.

„Fort — Guido muß fort,“ kam es dabei stammelnd über ihre Lippen. „Und was das Schlimmste für mich ist, er trägt die Erinnerung an die „Parrifatur“, den „Dragoner vom Rosenhof“, wie man mich vor seinen Ohren gescholten, mit sich.“

* * *

Inzwischen hatte Guido in Gesellschaft seiner Tante und deren Pflegebefohlenen ein paar angenehme Stunden verlebt. Beide Damen wetteiferten mit einander, um ihn die erlebte Scene vergessen zu machen. Ja, die Tante hatte jetzt mit einem Mal so viel Gutes und Liebes von Hermine zu erzählen, daß der junge Arzt sich wirklich mit dem Gedanken an die Verlobung mit derselben ausgehört haben würde, wenn nicht an seiner Seite das reizende, fremdartig schöne Mädchen gesessen, welches ihn mit einem Schlage um seine ganze innere Ruhe gebracht hatte. Eben wieder gingen seine Blicke bewundernd an dem holden Gesicht der Kleinen, über dessen seltsam traurigen Ausdruck er immer wieder zu denken fand, als er plötzlich von hinten seine Schulter berührt fühlte. Erschrocken, wie auf einem Unrecht ertappt, schaute er sich um. Dieses Gefühl aber verstärkte sich noch, als er das Antlitz seines Schwiegervaters vor sich sah. Im Augenblick fühlte er, wie die Röthe des Zornes ihm in das Gesicht stieg. Hatte ihm Hermine etwa den Alten nachgesandt? Sollte Lutter ihn der Gesellschaft Clemences entziehen, weil das Monstrum von einem Mädchen eifersüchtig war? Ein Blick der Empörung traf Herrn Lutter, und ohne Rücksicht auf die Gegenwart der vielen fremden Menschen, die ihn unter den schattigen Bäumen des Rathhausgartens umgaben, öffnete Guido die Lippen zu einem leidenschaftlichen Wort. Der greise Gutsbesitzer aber mußte in der Seele des aufgeregten jungen Mannes gelesen haben; er machte eine abwehrende Handbewegung und sagte, die Damen am Tisch mit leichter Verneigung begrüßend:

„Ich komme Dir leider aus einer sehr schmerzlichen Veranlassung bis hierher nach, nachdem ich in der Villa Bornstedt erfahren, daß die Herrschaften zum Concert nach dem Rathhausgarten gegangen, und —“

„Aus einer schmerzlichen Veranlassung?“ unterbrach Guido erschrocken den Redefluß des Alten. „Um Gott, Herr Lutter, was ist denn geschehen? Sagen Sie mir schnell, was Sie hierher führt!“ Aber plötzlich in merklich ruhigerem Ton versallend, setzte er hinzu: „Sollte etwa Fräulein Hermine ein Unglück passiert sein?“

„Nichts von meiner Tochter! Es handelt sich hier um ein Glied der Familie Schmieden. Es ist Dein guter Vater, mein Junge, welcher plötzlich schwer erkrankt ist und nach Dir verlangt.“

Guido war in die Höhe gefahren; aber auch die Rätthin verließ ihren Platz. Sie hatte ihren Bruder immer aufrichtig lieb gehabt; was Wunder da, daß die Nachricht des Alten sie jetzt bis in die Seele traf.

„Du mußt sofort den Wünschen des Kranken genügen,“ sagte Lutter mit möglichst ruhigem Tone, indem er Guido die Hand auf die Schulter legte, „wie

leid es mir auch thut,“ setzte er mit einer kleinen Verbeugung vor der Rätthin hinzu, welche fremd genug erschien in Anbetracht der alten Jugendbeziehungen, „wie leid es mir auch thut, darauf verzichten zu müssen, den heutigen Abend festlich zu begehen und liebe Gäste bei uns zu begrüßen. Uebrigens,“ wandte er sich wieder an den Doktor, „habe ich Dir Dein Gepäck gleich mitgebracht, und mein Wagen wartet vor der Thür, damit Du ohne Verzögerung nach dem Bahnhof fahren kannst, um schon den Abendzug nach C . . . zu benutzen.“

Um die Lippen des jungen Mannes zuckte es. „Ich danke herzlich für Ihre Fürsorge, Herr Lutter,“ sagte er mit vibrierender Stimme, An die Rätthin gerichtet, aber flüsterte er, während er ihre Hand an seine Lippen zog: „Lebe wohl, Tante, recht wohl!“

„Gott schütze Dich, mein Sohn, und erhalte Dir den besten aller Väter!“ rang es sich über die Lippen der Matrone, indessen sich Guido an Clemence wandte, um auch hier Abschied zu nehmen. Einen Moment senkte sich sein Auge dabei tief in das Gesicht des Mädchens, dann trat er rasch einen Schritt zurück, und die schlanke, vornehme Gestalt noch einmal vor den Damen verneigend, ergriff er den Arm des Gutsbesitzers und zog ihn so eilig aus dem Garten, daß dem alten Herrn kaum so viel Zeit blieb, sich zu empfehlen.

Die Rätthin blickte den beiden Männern tiefbewegt nach. Als sie gesehen, daß dieselben das Wägelchen bestiegen, welches vor dem Gitterthor des Rathhausgartens ihrer geharrt hatte, berührte sie Clemences Schulter und sagte: „Ich denke, wir verlassen ebenfalls den Garten, Kind. Mir ist nicht danach zu Muth, noch Musik zu hören, wie schön diese auch ist.“

„Auch mir fehlt die Stimmung dazu, Tante!“ erwiderte das junge Mädchen, während es die kniederfarbenen Glacéhandschuhe eifertig über die feinen Fingerchen streifte.

* * *

Tage, lange Tage waren seit dieser Stunde vergangen. Die Rätthin Barner hatte wiederholt nach C. am Rhein geschrieben und sich von dem Neffen über den Zustand des Bruders berichten lassen. Guido ließ es auch nicht an ausführlichem Bescheid fehlen; leider aber war derselbe durchaus nicht günstiger Natur. Im Gegentheil, was der Doktor schrieb, beunruhigte die Rätthin in hohem Grade, es nahm ihr allen Frohsinn und die sonstige Seelenruhe. Sag doch der treue Bruder, ein Mann von so vielem Geist, noch immer der Sprache benommen, aller Bewegungsfähigkeit an der rechten Seite beraubt auf seinem Schmerzenslager, und was das Schlimmste war, er konnte noch sehr lange auf diese Weise vegetiren. Guido durfte deshalb nicht daran denken, den Vater zu verlassen. Uebrigens hatte der junge Arzt wieder seine Absicht aufgegeben, sich in Kronberg niederzu-

lassen, dagegen den Beschluß gefaßt, C. zum Schauplatz seines Wirkens zu machen. Die Tante errieth wohl, was ihn zu dieser Planveränderung gebracht. Sie begriff auch, daß sich Hermine Lutter und ebenso der alte Gutsbesitzer, wie ihr Guido mittheilte, auf das bereitwilligste in die neuen Entschlüsse des Verlobten fügten. „Der Dragoner vom Rosenhof,“ sagte sie mit einem Anflug ihres gewöhnlichen Humors, „fürchtet die schönen Augen meiner Clemence. Daß sie es nicht ohne Grund thut, weiß ich leider. Aber Guido ist doch ein Ehrenmann; wie sehr ihm der gethane Schritt auch leid thut, so bleibt er der ungeliebten Braut doch treu. Uebrigens hätte er von Clemence auch nichts zu erwarten. Ich habe dem Mädchen auf den Zahn gefühlt. Eine gewisse Theilnahme hegt sie für meinen Neffen, aber weiter auch nichts.“

Die Rätthin unterbrach sich, es leuchtete plötzlich in ihren guten Augen wie die Erkenntniß einer Thatfache auf, an die sie nie vorher zu denken gewagt.

„Doch nein, nein,“ fuhr sie heftig auf, „daß ist unmöglich! Er könnte den Jahren nach ihr Vater sein! Aber freilich, ein schöner Mann ist er noch immer, ein selten schöner sogar, und die Partie wäre auch nicht schlecht. Aber Unsinn bleibt es; er denkt nicht ans Heirathen, am allerwenigsten aber an eine Ehe mit Clemence, deren Anblick er nach wie vor meidet, als erinnere sie ihn an ein Verbrechen.“

* * *

Es war war an einem schönen Spätsommertage, als die Rätthin sich diesen Reflexionen hingegeben hatte. Clemence hatte einer kleinen Besorgung wegen einen Gang nach der Stadt unternommen und war nicht daheim. Die Matrone saß wie immer, wenn sie nicht in der Wirthschaft zu thun hatte, in der Sofaecke ihres Wohnzimmers und hielt einen Strickstrumpf auf dem Schooß, ohne doch die Nadeln an demselben zu bewegen. Ja, so verloren war sie in ihre tiefinnersten Gedanken, daß sie nicht einmal hörte, wie die Klingel gezogen wurde, und es gleich darauf an ihrer Thür klopfte. Trotzdem sie es auf diese Weise unterlassen, „Herein!“ zu rufen, ward die Thür nach einer Weile geöffnet, und zwei Damen betraten die Schwelle des hübschen Gemachs. Der Luftzug, welcher zugleich mit ihnen in das Zimmer strömte, dessen Fenster ebenfalls geöffnet waren, traf die Rätthin. Da die alte Dame für dergleichen äußerst empfindlich war, schrak sie endlich aus ihren Träumen auf und schnellte, der Eingetretenen ansichtig werdend, vom Sofa in die Höhe. Einen Moment schaute sie wie fragend nach den unerwarteten Gästen hinüber, flog ihr Blick von einer zur andern. Dann zuckte eine heiße Röthe über das Gesicht der Matrone, und der älteren der beiden Damen, die mitten

im Gemach stand, beide Hände entgegenstreckend, rief sie mit vibrierender Stimme:

„Betty, liebe, liebe Betty, Du bist es?! Und Du kommst zuerst zu mir?!“

Das alte Fräulein nickte, dann flog es an die Brust der einstigen Gefährtin und barg dort, laut ausschlagend, das ehrwürdige Haupt.

Schmeichelnd, bis in das Innerste der Seele bewegt, ließ Frau Varner die Rechte über den weißen Scheitel Tante Betty's gleiten.

„So ist alles vergeben und vergessen?“ flüsterte sie dabei.

„Ja, ja, Klärchen! Und wir wollen wieder Freundinnen sein, wie wir es in unserer Kindheit, unserer Mädchenzeit gewesen. Wir wollen es auch bleiben, bis der Tod uns trennt, der alte häßliche Gesell, welcher hoffentlich noch lange von unserm Wege fern bleiben wird.“

Damit löste sich die zierliche Gestalt Fräulein Betty's von der stattlicheren der Rätthin. Und sich rasch wendend, deutete Betty auf ihre Begleiterin: „Meine Nichte, liebes Klärchen, die ja auch die Deine werden soll,“ sagte sie vorstellend.

„Hermine Lutter —! Mein Gott — aber —“

Frau Klara Varner blickte ganz betroffen an der schlanken, in ein elegantes stahlgraues Costüm gekleideten Frauengestalt in die Höhe, sah mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens in ein hübsches, freundliches Gesicht, das von welligem, blondem Haar umrahmt war. Ein kleines graues Krepphütchen bedeckte den Schtettel des Mädchens und packte vortrefflich zu der sonstigen geschmackvollen Toilette.

Ueber das Gesicht Herminens war bei dieser unwillkürlichen Musterung der Rätthin ein helles Roth geflogen; aber sie bezwang den Unmuth, welcher sich ihrer bemächtigen wollte, und die hohe Gestalt neigend, faßte sie nach der Hand Frau Varners und zog dieselbe an ihre Lippen. „Ja, ich bin wirklich Niemand anders als Hermine Lutter, gnädige Frau,“ sagte sie dann und ihre tiefe Stimme zitterte. „Und doch auch wieder nicht Hermine, wenigstens nicht jene, die Sie zuletzt an dem unglücklichen Tage der C. er Depesche gesehen. Wir waren damals plötzlich die Augen geöffnet worden.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Manngfaltiges.

— **Selbstmord eines Geisteskranken.** Der dreißigjährige Blaudruckereibesitzer Imre Goldberger de Buda aus Budapest hat am Sonnabend Nachmittag in der Wohnung eines Wiener Psychiaters durch Cyankali seinem Leben ein Ende gemacht, ohne daß es seiner Umgebung, von der er strenge bewacht worden war, geglückt wäre, ihn vom Selbstmorde abzuhalten. Imre Goldberger,

der seit längerer Zeit an nervöser Ueberreiztheit litt, war Freitag Nachmittag in Begleitung seines Schwagers und seiner Schwägerin aus seinem ständigen Domicil Budapest nach Wien gekommen, um hier bedeutende Aerzte wegen seines Leidens zu consultiren. Sein Zustand war derart, daß die Familie plante, ihn, wenn ein Parere vorliegen sollte, unter ständige irrenärztliche Ueberwachung zu stellen. Der Patient und seine Begleitung stiegen in einem Hotel ersten Ranges in der inneren Stadt ab und begaben sich zu einem hervorragenden Psychiater zur Consultation. Am Abend besuchte die Gesellschaft den Circus und fuhren dann ins Hotel zurück. Sonnabend früh verlangte der Patient ein Bad. Seinem Wunsche wurde Rechnung getragen und man wies ihm eine Cabine an. Herr Goldberger schloß sich im Badezimmer ein. Da er lange ausblieb, ging sein Schwager zur Thür, pochte dringend an und bat Herrn Goldberger, zu öffnen. Dieser sperrte die Thür auf und rief die Worte hinaus: „Ich komme gleich!“ Unmittelbar darauf fiel die Thür wieder ins Schloß. Doch klopfte der besorgte Schwager nochmals so anhaltend, bis ihm Herr Goldberger öffnete. Später entdeckte der Verwandte auf einem Tische ein Fläschchen mit einer rothen Flüssigkeit. Bei näherer Untersuchung erkannte er zu seinem Entsetzen, daß das Gefäß eine aus Zündhölzchen bereitete Phosphorlösung enthalte, daß der Unglückliche also augenscheinlich einen Selbstmord plane. Der Geisteskranke wurde unaufhörlich bewacht. Vormittags kam der schon am Freitag consultirte Psychiater und ordnete ständige ärztliche Ueberwachung des Geisteskranken an. Es wurde die Hilfe eines Wiener Arztes in Anspruch genommen, doch war es sehr schwer, eine unauffällige Beobachtung zu finden, da sich Goldberger schon wegen der peinlichen Aufmerksamkeit seiner Verwandten sehr mißtrauisch zeigte und — von der nervösen Ueberreiztheit abgesehen — völlig bei Bewußtsein, unaufhörlich fragte, was eigentlich mit ihm vorgehe. Es wurde nun vereinbart, daß der überwachende Arzt auf der Fahrt zu einem zweiten hervorragenden Wiener Psychiater in einem Wagen dem Patienten unauffällig folgen und vor dem Hausthor des Professors im Coupee warten sollte. Gegen 3 Uhr Nachmittags fuhren der Patient und seine Schwägerin zur Consultation; gemäß der Verabredung folgte der Arzt. Im Wartezimmer bat die Dame den Diener, den Kranken nicht aus den Augen zu lassen und ihn überallhin zu begleiten. Sie ging dann mit dem Kran-

ken in das Ordinations-Zimmer; derselbe wurde auf seinen Geisteszustand untersucht, und nachdem die Dame ihre Beobachtungen mitgetheilt hatte, verließen Herr Goldberger und seine Begleiterin den Saal. Vor der Thür rief der Professor die Dame zurück, um ihr in kurzen Worten mitzutheilen, daß auf Grund ihrer Beobachtungen die Ausstellung eines Parere, das Goldberger irrenärztlicher Behandlung überweise, unmöglich sei. Diesen Moment benutzte Goldberger zur Ausführung seines schon früher geplanten Selbstmordes. Er eilte auf den Anstands-ort und trank ein Fläschchen Cyankali, das er sich als Chemiker leicht verschaffen konnte und vor seinen Verwandten zu verbergen gewußt hatte. Als Frau Goldberger bei ihrer Rückkehr ihren Schwager nicht mehr sah, forschte sie bestürzt nach ihm und traf ihn eben in dem Momente, als der Unglückliche das Fläschchen geleert hatte und mit dem Rufe: „Ich habe Cyanf. . .“ zusammenstürzte. Die Dame lief nach ärztlicher Hilfe. Der consultirte Professor und der vor dem Thor harrende Arzt eilten herbei und trugen Goldberger ins Ordinations-Zimmer. Dort führten ihm die beiden Aerzte fünfzehn Minuten lang künstliche Athmungen ein und behandelten ihn mit entsprechenden Injektionen. Doch erwies sich jede ärztliche Hilfe als vergebens. Als auf telegraphisches Aviso die Freiwillige Rettungsgesellschaft erschien, war der Selbstmörder bereits todt. Man fand bei ihm einen Betrag von 10,000 Fl. und zehn Packete Zündhölzchen.

Heiteres.

* [Widerspruch.] Unteroffizier: „Füßli-er Knorr, Sie infamer Kerl, Sie sollen Ihr Gewehr nicht so weit hintenüber halten, das muß Ihnen doch Ihr gesunder Menschenverstand sagen, Sie Rindvieh!“

* [Seine Branche.] Bankier: „Das ist doch aber stark! Sie lassen mir sagen: Sie hätten in Geschäften mit mir zu sprechen und jetzt betteln Sie mich an!“ Galtier: „Gewiß — schnorren is mei Geschäft!“

* [Zur Strafe.] Dame (zu Besuch): „. . . Sie selbst kochen wohl nie?“ Hausfrau: „Doch, aber nur, wenn ich meinen Mann recht ärgern will!“

Verantwortlicher Redacteur: George Spitzer
in Elbing.
Druck und Verlag von H. Gaark
in Elbing.